unbehosfenen Versen doch tiefen Sinn hegen. So sei hier nur einiger Sprüche aus dem jetzt so vielgenannten Tirol gedacht. An einem Hause in Klausen steht:

„Das Wasser ist zu jeder Zeit
Die beste aller Gottesgaben.
Mich aber lehrt Bescheidenheit:
Man muß nicht stets vom Besten haben."

An einem Hause in Bruneck heißt es dagegen ganz anders:

„Des Morgens ist ein Bier so gut,
Desgleichen zu Mittage,
Des Nachmittags nicht Schaden tut,
Macht Abends keine Plage.
Herentgegen soll ein Branntewein
Um Mitternacht nicht schädlich sein."

Ueberhaupt scheinen die Urheber derartiger Inschriften in einem Trunk den Inbegriff der Gottseligkeit und des Frohsinns gesehen zu haben. So ist zum Beispiel an einer Brauerei im Altenburgischen zu lesen:

„Gott fürchten macht selig, Bier trinken macht fröhlich. Drum fürchte Gott u. trinke Bier, so wirst du selig und fröhlich hier."

Auch die Wartburg als Sehnsuchtsziel Ungezählter weist eine Reihe ähnlicher Sprüche auf. Neben dem auch sonst bekannten:

„Trink' und iß, Gott nicht vergiß",

steht die Mahnung:

„Wer trinket ohne Durst und ißt ohne Hunger, Stirbt desto jünger."

Besonders zahlreich findet man fröhliche Wegsprüche in den alten Ratskellern.

Wer seine Menschen- und Bürgerpflicht
Am Tage treulich hat verricht't,
Dem ist auch in der Abendstund'
Von Gott und Menschen ein Trunk vergunnt",

heißt es im Ratskeller zu Wiesbaden; daneben steht in kernhaft deutscher Art:

„Italiens Wein, so süß und fein,
Brach doch der Römer morsch Gebein.
Im Bier jedoch und Rettichsaft
Steckt ewig junge, deutsche Kraft."

An einer dritten Stelle wird gesagt:

„Das Bier hat Schultern groß und stark,
Vertrift Sorg' und Plag' und allen Quark
Mit Saus und Braus zum Haus hinaus."

Während es nun im Ratskeller zu Bremen noch in gewisser Zurückhaltung heißt:

„Ein kundiger Fechter rauft nit,
Ein Trinker, ein rechter, sauft nit",

ist man in Berlin schon burschikoser:

„Wer Bier verfälscht und Weine tauft,
Ist wert, daß er sie selber sauft",

ist im dortigen Ratskeller zu lesen, und man fühlt die Entrüstung des Verfassers noch heute heraus.

So begegnet uns Deutschen auf der Wanderung auf Schritt und Tritt ein fröhlicher Spruch, zum Zeichen, daß wir gar nicht so sauertöpfisch sind, wie uns liebe Freunde und getreue Nachbarn so gerne verschreien. Nein, man lasse uns nur unser Gemüt, einen guten Trunk und volle Freiheit des persönlichen Empfindens, dann sind wir auch ganz brauchbare Kerle.

Haben die alten Römer geraucht?

Das Tabakrauchen, das man zunächst „Tabaktrinken" nannte, beobachtete zuerst Columbus bei den Indianern auf Cuba. Von Amerika kam um 1550 der Tabak nach Spanien, 1560 durch Jean Nicot, — daher der Gattungsname für Tabak Nicotiana, nach Frankreich, 1586 nach England, bis sich sein Genuß trotz des Widerstandes der Staatsbehörden und der Kirche Europa eroberte. Zunächst rauchten in erster Linie Soldaten, wie wir das auch während des Weltkrieges beobachten konnten, und darauf ist es wahrscheinlich zurückzuführen, daß der Tabakgenuß gerade in den Jahren in fast allen Ländern Europas Anhänger fand, als Scharen wilder Krieger durch alle Lande zogen.

In Deutschland scheint man zuerst in der schönen Rheinstadt Köln die Vorliebe für den Tabakgenuß gewonnen zu haben. Wenigstens weiß eine Chronik zu berichten, daß man um das Jahr 1600 dort die ersten Pfeifenraucher bestaunte. Es waren in der Hauptsache Schiffer die in Köln dem Tabakrauchen frönten. Sie hatten die Leidenschaft des Rauchens aus den Niederlanden mitgebracht und waren den Kölner Bürgern gute Lehrmeister, wie man eine Pfeife angenehm und sinnbetörend rauchen mußte. Eine Kölner Chronik weiß nach einem Gerichtsurteil zu berichten, daß im Jahre 1612 am Tage der Heiligen Drei Könige in einem Bierhause ein Schiffergesell dadurch Streit hervorrief, daß er mit einer piffen toback sog und, als er das Mull voll rauchs oder dampf' hatte, aus der Kanne einen nahm. Das verdroß die anderen Gesellen, da die Kanne nunmehr nach Rauch roch, und es gab eine Kellerei, die dann vor Gericht kam.

Wenn also der Tabak erst am Anfang der Neuzeit nach Europa gekommen ist, so erscheint die Frage sonderbar: Haben die alten Römer geraucht? Von Tabakrauchen kann natürlich dabei keine Rede sein, sondern sie müssen, wenn sie wirklich geraucht haben, andere Kräuter benutzt haben. Was sie als „Tabak" verwandt haben, ist uns nicht bekannt. Trotzdem aber scheint festzustehen, daß sie geraucht haben; denn es sind bereits vor Jahren in römischen Gräbern und Ruinen typische Raucherpfeifen gefunden worden, zum Beispiel in Neuville de Mollet, in Seine-Inferieur in Frankreich, am Hadrianswall, im Berner Jura, in Northumberland, in Schottland, der Schweiz und in Rom selbst, sowie in jüngster Zeit in der Nähe von Sevilla, in einer altrömischen Niederlassung, die bis in das Jahr 205 vor Christi zurückgreift. Die Funde sind pfeifenartige Gebilde, die ganz und gar den heute gebräuchlichen kleinen Tabakspfeifen gleichen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß man es wirklich mit einem Gerät, das seinerzeit zum Rauchen gebraucht worden ist, zu tun hat.

Es braucht ja auch nicht gerade „Tabak" gewesen zu sein, den man rauchte. Es werden ja auch noch heutzutage gelegentlich Rauch- und Brandopfer aus anderen Kräutern dargebracht. Schon die alten Skythen zum Beispiel haben Hanf geraucht. Im frühen Mittelalter war Lavendel als Rauchstoff verbreitet. Es ist wahrscheinlich, daß auch die alten Römer das Lavendelrauchen gekannt haben; denn auf einer bei Valencia gefundenen Pfeife, die übrigens aus einem meerschaumähnlichen Stoff besteht, ist eine kleine Pflanze eingraviert, die Gelehrte als Lavendelkraut gedeutet haben.

Politisierendes Sektenwesen in Innerafrika

In Kapstadt wurde kürzlich der berüchtigte Neger Mwanalesa zum Tode verurteilt. Mwanalesa war von einer Missionsstation englischer Baptisten zum Christentum bekehrt worden, das er später seiner eigenen Ueberzeugung gemäß auffaßte. Der religiöse Wahn trieb ihn so weit, daß er nicht davon zurückschreckte, sich als „Sohn Gottes" zu bezeichnen. Seine rohen, primitiven Begriffe brachten ihn zuletzt dahin, seine stets zahlreicher werdenden Anhänger unter Stockschlägen zu taufen, wobei der Täufling im Wasser des Flusses eine gewisse Zeit völlig untergetaucht blieb. In der Provinz Katanga allein haben infolge dieser Mißhandlungen sechzig Neger den Tod gefunden.

Derartige Fälle stehen nicht vereinzelt da. Der „Standard" (Brüssel) erinnert an den Kibangismus, der im Jahre 1921 in Unterkongo entstand. Es handelt sich um eine religiöse Bewegung, die jedoch bald in politischen Aufstand ausartete. Kibangu, ein zum Christentum bekehrter Neger, glaubte sich durch Gott berufen, der Retter seines Volkes zu werden. Angebliche Wunder stützten seine Mission; von allen Seiten brachte man ihm Kranke, Sterbende, selbst Leichen. Dann sandte er seine Jünger aus und überall tauchten neue Propheten auf. Bald richtete sich die Bewegung gegen den Staat, d. h. gegen die belgische Kongoverwaltung, der ja freilich nicht gerade das Odium besonders milden Regimentes anhaftet. „Keine Steuern mehr!" war der Ruf; „Keinen Verkehr mehr mit den Weißen. Das Land uns!" Die Folge war natürlich scharfes Eingreifen der Gerichte. Nicht nur Belgisch-Kongo, sondern fast ganz Mittel- und Südafrika ist der Schauplatz derartiger religiös-politischer Treibereien. Die Eingeborenen sind unruhig. In den britischen Besitzungen am Njassasee mußte während des Krieges ein im Bezirk einer Missionsstation ausgebrochener Aufstand mit Waffengewalt niedergeschlagen werden. Nigeria hatte seinen Propheten Garris, der sich im Jahre 1915 zum neuen Elias ausrief und an Hand von Bibeltexten weissagte, daß die Macht der Weißen bald auf die Schwarzen übertragen werden würde. Auch Uganda hat seinen Propheten, während in Südafrika die „äthiopische Bewegung", sowohl auf politischem wie auf religiösem Gebiet, scharf umrissenen nationalen Charakter trägt. rk.

Am Ausguck

Von Glücksboten und seinen Vorboten.

Ein Hufeisen, dieses Symbol des Glückes flog einmal einem Mann an den Kopf und verletzte ihn. Wo bleibt da das Renommee eines Hufeisens. Wie konnte dieses, ein Vertreter der Glücksbringerinnung, seine Pflicht derart verletzen? Was ist dann noch Treue und Glauben? Aber glaube? Und so gibt es viele nette Dingelchen auf der Welt, in die man eine Glücks- oder auch Unglücksbedeutung hineingeheimnist hat. Glaubt man ganz fest an die Kraft eines solcher Talisman? Sicherlich aber macht das Spielen mit dem Glauben an Glücks- und Unglücksboten viel Spaß. Wer zum Beispiel, und wäre er noch so skeptisch veranlagt, freut sich nicht, wenn er ein vierblätteriges Kleeblatt findet! Wohlgemerkt: findet, nicht etwa gutgedüngte Pflanzen kauft. Ferner freut sich jeder, dem es bei einem Besuch im Zoo gelingt, dem Elefanten aus dem Schwanze ein Haar zu ziehen. Aber auch ein Marienkäferchen ist ein willkommener Fund. Dagegen hüten sich viele Leute, die doch so süß duftenden Zweige des blühenden Weißdorn mit nach Hause zu nehmen, weil sie sich damit einem alten Glauben nach Sorgen ins Haus tragen. Aber wenn nun Erfreuliches oder Unerfreuliches nicht eintrifft? Da gibt es eine gute Theorie zur Stützung des Glaubens. Denn es braucht ja nicht alles Geschehen nur positiv zu sein. Es kann Glücksunfälle und auch das Nichtzustandekommen eines Unglücks geben. Vielleicht hat die schwarze Katze, die mir über den Weg gelaufen ist, ein glückliches Ereignis, das mir auf dem Wege war, verjagt, und vielleicht hat das Hufeisen, das sich so unangenehm bemerkbar gemacht hat, den Mann vor dem Ueberfahrenwerden gerettet. Wer weiß den inneren Zusammenhang der Dinge! Ein „vielleicht" kann schwer widerlegt werden.

Schmuggler-Versicherung.

Zu den gefahrvollsten und von Verlust bedrohten Berufen gehört in Amerika ohne Zweifel der Alkoholschmuggler. In richtiger Erkenntnis dieser Tatsache sind großzügige Leute auf die Idee gekommen, die vitalen Interessen der genannten Berufsgruppen durch Gründung einer Alkoholschmuggler-Versicherung zu vertreten. Das Geschäft scheint außerordentlich lohnend zu sein. Eine dieser Gesellschaft im südlichen Kalifornien arbeitet mit einem Kapital von einer Million Dollar. Versichern kann man sich gegen alle nur erdenklichen körperlichen und materiellen Schäden und Verluste. Nicht weniger als 1200 männliche und einige 100 weibliche Personen sind Mitglieder der Gesellschaft. Je nach der Art der Versicherung sind zwei bis fünfzehn Dollar wöchentlich als Prämien an die Gesellschaft zu zahlen. Nach neuesten Berechnungen hat die Gesellschaft nicht weniger als 500 000 Dollar Jahresprämien eingenommen. Sehr interessant ist der Versicherungstarif. Man kann sich versichern gegen tödlichen Unfall und gegen vollständige Invalidität bei Ausübung des ungesetzlichen Alkoholhandels. Die Policen lauten auf maximal 10 000 Dollar. Die Wochenprämie beträgt dabei 10 Dollar. Der Verlust eines Beines kann mit 2500 Dollar, der eines Armes ebenso hoch versichert werden. Die Prämie beträgt dabei 2 Dollar bezw. 2,50 Dollar wöchentlich. Weiter kann man sich gegen Zeitverlust durch Gefängnisstrafe schützen. Je nach Höhe der Versicherung erhält der Versicherte dadurch 5 bis 10 Dollar für jeden Tag Gefängnis gegen eine Prämie von 2 Dollar bezw. 4 Dollar wöchentlich. Außerdem gibt es noch Versicherungen gegen verschiedene andere Alkoholhandelsrisiken, die beliebig kombiniert werden können. Die Gesellschaft bietet also ihren Versicherten jeden nur erdenklichen Schutz.

Herolde des Frühlings.

Jeder kennt sie, die ersten Boten von Frühlingssonne, grünen Fluren und milden mondbestrahlten Nächten: Storch, Schwalbe und Kuckuck, deren erster Flügelschlag nach langer Abwesenheit den Abschied von Winter, Eis und Frost verkündet. Weiß man aber auch von den anderen gefiederten Sendboten des Frühlings, von den Schwärmen der winzigen Weidenlaubund Fitislaub-Sänger, von dem munteren Treiben des bunten Steinschmätzers, von den Lebensgewohnheiten der Bachstelzen, Behaftinen und Kiebitze und den vielen anderen Musikanten unserer Wiesen und Wälder? Wer an ihrem täglichen und nächtlichen Konzert noch mehr Freude haben will, muß mehr wissen als ihren Namen. Im neuen Heft der „Koralle" erzählt Professor Braeß, der bekannte Ornithologe, mancherlei und viel Neues von seinen Studien und Beobachtungen in der Vogelwelt. Auch über andere fesselnde Themen fehlen lesenswerte Aufsätze nicht: Elektrische Explosionen bei 20 000 ° / Was ist Leben? Die Antwort des Veilchens. / Das Wasser des Menam / Balzkämpfe der Kreuzottern usw.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altona
Druck und Verlag: P. A. Sanß, Altona.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 12 Mittwoch, 24. März 1926

Deutscher Rhein – deutscher Wein

Von K. Jenssen.

Der Besuch des Reichspräsidenten in den Rheinlanden bedeutet für die dortige Bevölkerung Festtage, mit dem Reichspräsidenten will auch das deutsche Volk seinen Brüdern und Schwestern am Rhein und an der Saar seine herzliche Anteilnahme an dem Wohl und Wehe dieser urdeutschen Gaue zum Ausdruck bringen. Begeistert ist der Reichspräsident überall, wo er sich zeigte, von allen Schichten des Volkes begrüßt worden, und aus Tausenden von Kehlen sind ihm aus vollem Herzen die wuchtigen Klänge des zur Volksweise gewordenen Bundesliedes entgegengeschallt:

Strömt herbei ihr Völkerscharen,
zu des deutschen Rheines Strand!
Wollt ihr echte Lust erfahren,
o, so reichet mir die Hand!
Nur am Rhein, da möcht' ich leben,
nur am Rhein begraben sein,
wo die Berge tragen Reben,
und die Reben goldnen Wein.

Der deutsche Rhein und der deutsche Wein sind oft von Dichtern in Liedern verherrlicht worden. Sie gehören in der Tat eng zusammen, und von dem Gedeihen der Reben hängt auch das Leben der rheinischen Bevölkerung wesentlich ab, wie sich das jetzt so deutlich in der Notlage der Winzer zeigt. Das ist schon seit alten Zeiten der Fall, so daß die Geschichte des Rheinlandes mit der des Weinbaues eng zusammenhängt.

Vom Taunusberg dacht sich zum Rheinstrom zwischen Mainz und Bingen Deutschlands berühmtester Weinbaubezirk ab, weltbekannt unter dem Namen des Rheingaues. Wohl sind natürliche Ursachen vorhanden, die hier den Weinbau fördern, zunächst unzweifelhaft das milde Klima bei freier Auslage gegen Mittag, die strahlende Sonne des Sommer- und Herbsthimmels, der im Schutze des Taunus späte Eintritt eines wenig frostigen Winters; auch chemische Eigenschaften der Bodenkrume mögen bestimmten, oft ganz eng umgrenzten Weinlagen ihren bevorzugten Adel verleihen. Doch selbst wenn es sich erweisen ließe, daß die dem nordischen Winter allerdings vorzüglich Widerstand leistende Rieslingrebe hier schon in den altgermanischen Wäldern wild gewachsen wäre bliebe der Rheingau doch nur aus seiner Bevölkerung wie diese nur aus jenen, erklärbar.

Wenn irgendwo in Deutschland der Weinbau ein hochentwickeltes Kunsterzeugnis ist, so ist er es im Rheingau. Wir kennen seine Geschichte bis in das frühe Mittelalter. Das Gesetz der ripuarischen, also der am norddeutschen Rhein gesessenen Franken, aus dem 6. Jahrhundert, spricht bereits vom Weinbau. Es ist möglich, daß schon Karl der Große von seiner Pfalz Ingelheim auf Rebgärten des rheingauischen Gegenufers hinüberschaute; denn wenigstens um das Jahr 864 baute man nach urkundlicher Bezeugung bei Rüdesheim bereits Wein. Ebenso sicher jedoch wissen wir, daß der Rheingau damals noch zum größten Teil mit Wald bedeckt war. Selbst um die Erstlingsweingärten von Rüdesheim lag noch 1074 die sogenannte Wüstenei, eine große Waldfläche, die der Erzbischof von Mainz damals den Einwohnern von Rüdesheim zur Rodung und Weinbergsanlage gegen einen Weinzins veräußerte. Im 12. Jahrhundert erwarben sich zwei Abteien, das Benediktinerkloster Johannisberg und das Zisterzienser Kloster Eberbach, das große Verdienst der Rodung des Johannisbergs und des Steinbergs. Noch heute bestaunen wir die Weinlager in den großartigen Kreuzgewölben der Keller beider Abteien. Aber schon in jener frühen Zeit wurden die edlen Rieslingreben des Rheingaues nicht nur für den Hausbedarf gebaut, sondern auch für den Verkauf, wie es bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Bereits um 1200 betrieb das Kloster Eberbach auf Main und Rhein ausgedehnten Weinhandel. Im Laufe der Jahrhunderte entfaltetet sich eine ganze Wissenschaft über Anbau, Pflege, Schnitt der Rebe und über die Kellerbehandlung des Weins. Von den Klöstern lernten die kleinen Weinbauern die Kunst, und allmählich breitete sich der Weinbau über das ganze heutige Weingelände des Rheins und seiner Nebenflüsse aus.

Für die Bevölkerung war bald der Anbau des Weinstocks der Mittelpunkt ihrer Beschäftigung. Viehhaltung und Kornbau galten ihr wenig. Jedoch hatte sie oft auch schon früher unter den Preisschwankungen auf dem Weinmarkt und dem noch weit schlimmeren Hasardspiel, das sie mit der Wetterlaune einzugehen hatte, zu leiden. In menschlicher Hoffnungsschwäche rechnete sie immer auf eine glänzende Lese und bedachte nicht, daß hier an der Polargrenze des Weinbaus dem Winzer statt des großen Loses oft auch eine Niete in den Schoß fällt. Da kam über manchen der Getäuschten Verschuldung, man verpfändete den „Herbst", ehe noch die Träubchen schwellten, griff häufiger, als es selbst dem trunkfesten Rheingauer bekommt, zum Glas, dem lieben Sorgenbrecher. Das führte schließlich dazu, daß die für die Rebe mindergünstigen Lagen wieder in Feld und Wiesen verwandelt wurden. Trotzdem aber breitet sich der freundliche Lichtglanz des Frohsinns, der Herzenswärme mit dyonisischem Zauber über das ganze reisenswerte Weinland. Wie echt rheinisch gemütlich berührt uns der Zug aus dem rheingauischen Volksleben, den uns Riehl erzählt! Ein Dorf war zur Hälfte der Raub einer Feuersbrunst geworden, so wacker und mutvoll die Mannschaft des nächstgelegenen Städichens sich auch schon beim Löschwerk betätigt hatte. Da wallt bei den abgebrannten Bauern Rührung des Dankes auf: sie halten die Spritze der Nachbarn zurück, füllen deren Wasserkasten mit Wein und alsbald lagern beide Gemeinden auf der rauchenden Brandstätte, zechen den Spritzenhasten um die Wette aus und stimmen Arm in Arm wonneselig das traute Lied an: „Wir sitzen so fröhlich beisammen und haben einander so lieb!"

In der heutigen Zeit haben auch andere Erwerbszweige, besonders die Hebung der Bodenschätze und der damit verbundenen Industrien, auch in den Rhein- und Weingegenden einst ungeahnten Wert erlangt. Aber durch alle geschichtlich überschaubaren Zeiten ist doch des Landes höchster Stolz sein Wein. Das deutsche Volk feiert nirgends Festtage von so südländisch ausgelassener Fröhlichkeit unter freiem Himmel, als wenn's am Rhein zum „Herbsten" geht. Doch die Arbeit des Winzers ist sehr mühe- und dornenvoll, und der Boden alter und vielbebauter Weinberge muß, sobald er Spuren von Erschöpfung zeigt, ruhen. Dann beginnt eine vollständig neue Anrodung, damit der tiefwurzelnde Weinstock der neuen Pflanzung ganz frischen, unverbrauchten Untergrund findet.

Auf den nie unterbrochenen Zusammenhang des Weinbaus mit der Bevölkerung, besonders in dem gesegneten Rheingau, sowie auch den anderen Weingauen von einst und jetzt deutet die schöne Sage von dem großen Frankenkaiser, der alljährlich, wenn im Frühsommer die Reben blühen, in stiller Nacht seinem Grabe entsteigt, um die wohlvertrauten Weingelände seiner Franken zu segnen, wie es Geibel in die Verse faßte:

„Am Rhein, am grünen Rhein, da ist so mild die Nacht,
die Rebenhügel liegen in gold'ner Mondespracht.
Und vor den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her,
mit Schwert und Purpurmantel, die Krone vom Golde schwer.
Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewalt'ger Hand,
vor vielen hundert Jahren, geherrscht im deutschen Land.
Er ist herausgestiegen zu Aachen aus der Gruft
und segnet seine Reben und atmet Traubenduft.

Der Bauer

In schweren Boden sinkt der Pferde Schritt,
Gewichtig stapft der Bauer pflugwärts mit.
Vom nahen Heimatdache steigt der Rauch,
Und knirschend wirft der Pflug die Erde auf.

Der Krähen heiserer Schrei erfüllt die Luft,
Auf satte Schollen glänzt der Sonne Schein,
Aus feuchter Erde quillt ein herber Duft:
Wie stolz das macht, der Heimat Sohn zu sein!

Ludwig Böer.

Wertschätzung der Imkerei in vergangenen Tagen

Obgleich man bis nahezu in die neueste Zeit hinein den unendlichen Wert der Bienenzucht für die Blütenbestäubung noch nicht kannte, sondern vielmehr die Erträge nur berechnete nach den Honig- und Wachserneten, erfreute sie sich größter Wertschätzung. Im Altertum haben die besten Schriftsteller in ihren besten Werken die Biene als die Wohltäterin der Menschheit beschrieben, und je höher ein Volk in der Kultur stand, je höher schätzte es die Bienenzucht ein.

Auch in der deutschen Geschichte der Vergangenheit wurde in den verschiedensten Epochen die Bienenzucht von den höchsten Stellen aus geschützt und gefördert. Auf diese Weise hat man es sogar erreicht, daß Deutschland viele Jahrhunderte hindurch ein Ausfuhrland für Honig und Wachs wurde. Bereits bei unseren alten Verfahren fand ein Austausch mit Honig und Wachs nach Italien in hohem Maße statt. Auch nach anderen Nachbarstaaten wurden später große Posten von Honig und Wachs ausgeführt.

Geschichtlich steht fest, daß die Fürsten, allen voran Karl der Große, von der hohen Bedeutung der Imkerei für ihre Länder und Staatsbürger überzeugt waren und stetig Maßnahmen trafen, die Bienenzucht zu fördern. Für Brandenburg-Preußen verordnete Friedrich I. im Erlaß vom 16. 12. 1702, daß jeder Bauer vier Bienenstöcke, ein Halbbauer zwei und ein Kossät einen Stock haben sollte, weil das Bienenhalten nicht allein den Bauern Nutzen bringe, sondern auch dem ganzen Lande zum Vorteil gereiche, weil sonst außerhalb desselben Honig und Wachs gekauft werden müßten. Auch Friedrich der Große schätzte die Bienenzucht als ein wertvolles landwirtschaftliches Nebengewerbe und förderte sie ganz außerordentlich, ganz seiner Natur entsprechend, als der „erste Diener des Staates". Durch das Wirtschaftsreglement vom 1. Mai 1752 setzte er fest, „daß an den Orten wo die Bienen Futter haben, jeder Wirt eine gute Anzahl Stöcke halte." Ferner trug der König Sorge, daß die kleineren Besitzer mit den Regeln einer tüchtigen Bienenzucht bekannt wurden, indem er in der Imkerei bewanderte Ansiedler von außen ins Land zog. Dadurch erhöhte sich die Zahl der Bienenstöcke in den

Erscheint täglich
Wochen- und
„Frauenzeitung“
„Heimland“ der
„Silberland“ der
wöchentlich bei der
Kinderlage: Die
Geschäftl.
Nr. 71

Die

Ein Gor
bleiben
Von

Eine Sorg
stehen trotz al
worden, die
heit für die
Das neutrale
nem Regierung
darauf gerichte
damit es gelin
heiten aus den
deutsche Außen
carnopolitik o
Sozialdemokrat
koalition zusam
der Abstimmung
votum gegen
259 gegen

Anders lie
innerpolit
das neue Kabi
geben, die Pro
Abstimmung
wird es sich g
promi
Innenpolitik
Die Befürchtun
Kreise ging in
Die Sozialis
Finanzminister
dere Oppo
gen die neue
Sozialistischen
Das Weihnachts
Jahren von 1775—1780 auf ungefähr das Doppelte.

Leider sind für die Imkerei jene schönen Tage von Aranguez anscheinend endgültig vorüber. Es ist traurige Tatsache geworden, daß von Jahr zu Jahr die Zahl der Bienenstände in Deutschland im Abnehmen begriffen ist, weil für den guten deutschen Honig nicht mehr die Gestehungskosten erzielt werden können. Statt der früheren Ausfuhr findet eine enorme Einfuhr von Wachs und Honig statt, und das wertvolle deutsche Geld wandert zum Schaden der deutschen Wirtschaft ins Ausland. Der Rückschlag aber für die Bestäubung der Blüten durch die Bienen dürfte als geradezu verhängnisvoll bezeichnet werden, was durch die vielen Versuche auf diesem Gebiete von unseren kompetentesten Stellen einwandsfrei bewiesen ist.

Noch halten der Idealismus der Imker und ihre unerschütterliche Liebe zu den Immen die Reste der deutschen Bienenzucht aufrecht, aber wie lange wird ihre Kraft den traurigen bienenwirtschaftlichen Verhältnissen der Gegenwart gewachsen sein?

Deutsche Regierungen, helft euren Imkern, helft bald, ehe es zu spät ist!

Deutsches Volk, kaufe nur deutschen Honig, tue es unseren fleißigen Immen zur Liebe, tue es für die Existenz deiner Imker und deiner Bienenzucht, tue es für dich selbst und für unser liebes deutsches Vaterland.

Ernst Günther.

Aus dem Lande des Fleischextrakts

Der Gaucho ist der unmittelbare Abkömmling der ersten spanischen Ansiedler, die sich zur Zeit der Entdeckung der La Plata-Länder, also zu Beginn des 16. Jahrhunderts, eingewandert, im Laufe der Zeiten wohl auch mit indianischem Blute vermengten. So hat der Gaucho die Eigenschaften beider Rassen geerbt, keineswegs aber vorwiegend die guten. Sein Handwerk ist Reiten, Viehhüten und Schlachten. Hei, wie keck er im Sattel sitzt und dahinjagt über den weiten Plan; wie er den Lasso schwingt und wirft, kein Rind entgeht ihm; wie kühn sein Auge aus dem gelbbronzenen, hageren Gesicht blitzt und das lange, schwarze Haar im Winde flattert.

Sein Haus ist eine dürftige Hütte, durch die Wind und Wetter Einzug hält. Krumme Baumäste bilden das Fachwerk, Kot das Baumaterial, Schilf die Decke. Seine Hauptnahrung ist Fleisch, Brot vermißt er nicht. In der Jugend tollen Liebhabereien, dem Trunk und Saitenspiel nicht abgeneigt, wird er später ein verhältnismäßig guter Ehemann. Seine Frau und die Kinder sind stets reinlich gekleidet, und wissen sich sehr gut zu benehmen. Tritt man in einen elenden Rancho, so heißt einen die Donna mit gewählten Worten im besten Spanisch willkommen und reicht einem den dem Argentinier ganz unentbehrlichen Paragua-Tee in einer Bomilla, einer ausgehöhlten kürbisartigen Frucht.

Die Kleidung des Gauchos besteht aus dem „Poncho“ und weiten Beinkleidern. Ein kleiner Filzhut bedeckt das Haupt, öfter ist das lange Haar nach Indianerart bloß mit einem bunten Tuche gefesselt. An den Stiefeln, manchmal auch an den nackten Füßen festgeschnallt, tragen sie übergroße zackige Sporen. Ihre Hauptwaffe ist das lange, haarscharfe Messer, unter Umständen auch der Lasso. Der Gauchos Religion gipfelt im Aberglauben. Schulbildung kennen sie nicht, schreckliche Flüche würzen ihre Rede. Arzt ist jeder sich selbst.

So lebt der Gaucho zumeist einzeln als Viehzüchter oder Hüter in seinem „Kamp“. Weglos erscheint das liebliche, grüne, hügelige Land und besitzt sehr wenige und ganz bedeutungslose Orte. Die Verbindungsmittel stehen meist noch auf einer sehr niedrigen Stufe, wenn man von ein paar Bahnlinien absieht. Hier und da verkehren Postlinien. So eine Fahrt in einer südamerikanischen „Diligence“ hat etwas ganz Eigenartiges an sich. Nur der Spur früherer Gleise folgend, jagt man dahin in der alten, rasselnden Kutsche. Die vier bis sechs Zugpferde werden nicht vom Bock gefahren, sondern von Reitern geleitet, voran den Weg weisend, reitet ein einzelner. So geht es über Stock und Stein, immer im Galopp durch Gräben und Moräste. Erreicht man die nächste Station, so werden wohl auch heute noch die ara mitgenommenen Pferde einfach laufen gelassen, frische eingefangen und vorgespannt.

Waren aller Art werden in den „Kamp“ durch hochträderige Karren, die mit sechs bis acht Ochsen, oder seltener mit Pferden bespannt sind, eingeführt. Ganze Karawanen, von Reitern geleitet und geschützt ziehen so durchs Land, im langsamen, mühevollen Schneckengange. Die Ochsen werden von der Karre aus, mittels eines ungeheuer langen, mit einer eisernen Spitze versehenen Stockes geleitet. Die Zwischenstationen bilden einsame Schänken, „Almacen“ oder „Polichen“ genannt, wo mitunter recht wüste, räuberische Gesellen Zusammenkünfte abhalten.

Die in Entre Rios und Corrients lebenden Europäer ziehen die Niederlassungen am Ufer des Rio dem wilden Leben im Kamp vor. Die Jagd im Kamp ist ebenso mannigfaltig als ergiebig. Man schießt Rebhühner und Martinetas, eine Rebhuhnart in der Größe unserer Haushühner, Tauben, Strauße, ganz abgesehen von dem tausendfachen Wasserwilde in den Sümpfen und Kanälen. Da gibt es ferner Hirsche, Rehe, Gürteltiere, und nicht selten stößt man auf Spuren des gefürchteten Jaguars, der seine räuberischen Nomadenzüge von seiner nördlicheren Heimat bis hierher ausdehnt.

Viel Abwechselung und Belehrung bietet der Besuch eines „Saladero“. Man könnte das Etablissement mit einer Riesenküche vergleichen; denn das ganze Tal duftet nach kräftiger Bouillon. Draußen auf den weiten Weidegründen tummelt sich das „Rohmaterial“, das heißt 40 000 bis 50 000 Stück Rindvieh das man vor der Schlachtung noch fett werden läßt. Aus weiter Entfernung werden nämlich die Tiere in Herden in der Stärke von 300 bis 500 Stück von den verwegenen Troperos über Land getrieben. Natürlich langen die Rinder in ziemlich herabgekommenem Zustande an, sodaß es notwendig ist, sie vor der Schlachtung noch wochen-, ja oft monatelang auf den üppigen Wiesen des „Saladeros“ wieder in einen besseren Nährzustand kommen zu lassen. Die Rinder werden an Ort und Stelle zu Fleischextrakt und Fleischpepton verarbeitet. Man stellt Pökel- und Konservenfleisch, Zungenkonserven, Fleischmehl als Dünger, Knochenasche, Rindsfett und Klauenöl her. Man verschifft Häute und Hörner.

Die Zahl des Schlachtviehes für die drei nächsten Tage ist in drei große Umzäunungen getrieben. Die letzte Umzäunung mündet in die Schlachthalle mit einer kleineren Oeffnung, über der die etwas erhöhte Schlachtbrücke angebracht ist. Zur Schlachtung werden nun die einzelnen Tiere aus der Herde mit einem Seile lassiert, das Seilende mit der größten Schnelligkeit an ein Pferdepaar befestigt, das das gefesselte Rind zur Schlachtbrücke schleift. Dort werden die Tiere, ehe sie sichs versehen, von einem Manne mittels eines Dolchstoßes in den Nacken sofort niedergestreckt. Man wäre geneigt, die Nerven dieses blutdürstigen Matadors zu bewundern, wenn man bedenkt, daß er zuweilen täglich an 600 Tiere tötet. Dabei raucht er ruhig seine schlechte Zigarre und freut sich, da er nach der Stückzahl bezahlt bekommt, über sein gutes Geschäft. Der eben gefallene Ochse kommt auf einen kleinen Wagen, der nun hurtig mit seiner Last auf Schienen bis zu den Tischen rollt, woselbst die Enthäutung und Zerlegung vorgenommen wird. Mit welcher Schnelligkeit, welcher Geschicklichkeit ist das Tier enthäutet, zerlegt, die großen schönen Muskelpartien und die schlechteren Fleischteile gesondert! Junge, hoffnungsvolle Argentiner bearbeiten mit ihren haarscharfen Messern die großen Knochen, um auch die letzten Reste der fleischigen Bestandteile abzulösen. Man nennt sie scherzweise die Carancho (Geier). Das schönste Muskelfleisch wandert nun ebenfalls mittels Wagen in den großen Kessel, wo es bei hoher Temperatur tüchtig ausgekocht wird. Man leitet sodann die Brühe in breite flache Pfannen und bei Anwendung größerer Hitze wird sie noch dickflüssiger. Dieses Verfahren wird in verschiedenen Kesseln uno Behältern so lange fortgesetzt, bis der in Europa so beliebte, vortreffliche Fleischextrakt daraus hervorgeht.

Stahlfedern

Von K. Liermann.

Nichts ist für das geistige Leben, für die Ausbreitung von Bildung und Gesittung von so hoher Bedeutung gewesen als die Erfindung der Schrift, die Vervollkommnung der Schreibmaterialien und schließlich die Buchdruckerkunst. Erst mit ihrer weiteren Verbreitung beginnt eine Verallgemeinerung des Wissens, ein regerer geistiger Verkehr unter den einzelnen wie unter den Völkern. Wer zuerst die uns heute so geläufigen und uns so einfach erscheinenden Gedanken gedacht hat, davon gilt vielfach das, was Klopstock allgemein von dem Los der Erfinder sagt:

„Vergraben ist in dunkle Nacht
der Erfinder großer Name oft.
Was ihr Geist grübelnd entdeckt — nutzet wir!
Aber belohnt Ehre sie auch?“

In den ältesten Zeiten schrieb man auf Stein, Erz und Blei, auf Palmenblätter, Baumrinde und Bast, auf Häute und Eingeweide der Tiere, auf Leinwand, auf hölzerne Tafeln, die nur poliert oder mit Wachs überzogen waren, auf Elfenbein, Seemuscheln und dergleichen. In Stein wurden kurze Inschriften, Denkschriften und Sätze gegraben, wie beispielsweise die 10 Gebote von Sinai auf steinernen Tafeln standen. Die berühmten zwölf Tafeln der römischen Gesetze waren aus Erz. Solons, des weisen griechischen Gesetzgebers, Vorschriften waren auf Holz geschrieben. Im Turkehr bediente man sich im Altertum hölzerner Täfelchen, mit Wachs überzogen. Mit einem Griffel, dessen eines Ende spitzig zum Schreiben, dessen anderes Ende aber breit zum Auslöschen war, ritzte man die Buchstaben ein. Auch in Deutschland verwandte man später noch solche Tafeln. Vornehme und Reiche bedienten sich elfenbeinartiger Täfelchen. Als Schreibmaterial verfertigten die alten Aegypter schon 4000 Jahre vor Christus aus einer Nilpflanze eine Art Papier, den Papyrus. Aber von dem kostbaren und teueren Papyrus bis zu unserem Papier war noch ein sehr weiter Weg, wenigstens bis es allgemein eingeführt wurde.

So mannigfach auch im Laufe der Jahrhunderte die Stoffe waren, auf denen man schrieb, so unverändert blieb doch bis in die neueste Zeit hinein im großen und ganzen das eigentliche Schreibwerkzeug, der Griffel, wenn auch seine Form und der Stoff, aus dem er hergestellt wurde, Wandlungen unterworfen war. Bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst und noch lange Zeit darüber hinaus bedienten sich die Mönche in den Klöstern bei ihrer mühseligen Schreibarbeit vielfach des Gänsekieles, der erst in der neuesten Zeit durch die Stahlfeder verdrängt wurde.

Von wem zuerst der Gedanke gefaßt wurde, den Gänsekiel durch ein metallenes Werkzeug von gleicher Form nachzuahmen und zu demselben Zweck zu verwenden, das ist, wie bei so vielen welterschütternden Erfindungen nicht mehr ausfindig zu machen. Trotzdem ist es sicher nachweisbar, daß im Anfang des 19. Jahrhunderts messingne und auch silberne Federn in Gebrauch waren, die jedoch ihren Zweck noch so schlecht erfüllten, daß sie die Gänsekiele nicht zu verdrängen vermochten. Für Zeichner und Kalligraphen verfertigte man aber auch bald stählerne Federn, mit denen man auch auf Stein zum Steindruck schrieb. Aber alles dies waren nur Versuche, und erst die Engländer Harrison Mason, Gillot und Peery vervollkommneten die Stahlfedern so, daß sie den Gänsekiel verdrängten. Perry gilt als der eigentliche Begründer der jetzt so bedeutenden Stahlfederindustrie. Bis zum Jahre 1846 war England, besonders Birmingham, ihr alleiniger Sitz. In diesem Jahre begann sie auch in Frankreich, und 1856 errichteten Heintze und Blanckertz die erste deutsche Stahlfederfabrik in Berlin. Lange noch galten aber die englischen Stahlfedern als die besten.

Die Stahlfedern werden aus Zementstahl hergestellt. In großen Zügen ist das Verfahren ihrer Anfertigung, das fast ausschließlich von Maschinen ausgeführt wird, das folgende und in allen Fabriken ungefähr das gleiche. Die ausgewalzten Streifen werden geglüht und in den Schneidesaal gebracht, wo kleine Lochmaschinen, die meistens von Frauen bedient werden, aus ihnen Plättchen ausstoßen. Diese haben in ihren Umrissen bereits genau die Gestalt der fertigen Feder. Eine geübte Arbeiterin vermag in einer Stunde mehrere Tausende solcher Plättchen fertigzustellen. Dann kommen die Plättchen in einen zweiten Saal, wo ihnen der Stempel eines einfachen Fallwerkes die Firma und Bezeichnung mit einem Stoße aufprägt. „Wiederum werden sie unter eine Lochmaschine gebracht, wo das Durchstoßen des Loches in der Mitte der Feder oder des Spaltes, das heißt nicht des Schreibspaltes, vor sich geht. Auch die Seitenschlitzchen, welche die Federn meistens zur Erhöhung der Elastizität haben, werden hier eingestoßen. Nach diesem Verfahren wird der Stahl von neuem ausgeglüht; denn durch die vielen Stöße ist er inzwischen hart geworden. Die ausgeglühten Plättchen kommen dann unter eine Schraubenpresse, wo ihnen ein Stempel die erforderliche Wölbung gibt. Durch das Glühen sind sie weich geworden, also unbenutzbar, und müssen daher von neuem gehärtet werden. Zu diesem Zweck werden sie abermals erhitzt und dann in mit Tran gefüllte Tonnen geworfen. In einer mit Sägespänen gefüllten Trommel, die sich beständig dreht, werden sie wieder von dem Tran befreit und in einer eisernen Trommel über Kohlenfeuer angelassen, gelb oder blau, je nach der Härte, die sie bekommen sollen. Dann werden sie abermals in eine Trommel gebracht, die mit zerstoßenen Schmelztiegelscherben gefüllt ist, um einer gründlichen Reinigung unterzogen zu werden. Dann geht es in den Schleiffaal. Zum Schleifen dienen durch Maschinenkraft in Bewegung gesetzte Schmirgelscheiben mit großer Umlaufsgeschwindigkeit. Erst werden die Federn von der Spitze bis zum Loche in der Mitte auf einem hohlen Steine, dann von einer Seite nach der anderen hinüber auf einer flachrundigen Scheibe abgeschliffen. Durch diese Verdünnung sucht man der Spitze eine noch größere Elastizität zu geben. Zuletzt erhalten die Federn die Schreibspalte, und zwar durch eine kleine mit der Hand bewegte Parallelschere. Nun sind sie fertig. Aber ehe sie in den Handel kommen, werden erst noch die Böcke von den Schäften gesondert, was im Sortiersaale vor sich geht. Jede einzelne Feder wird mit der Spitze auf ein Stück Elfenbein gedrückt; die guten werden in Kästen verpackt, die schlechten beiseite geworfen. Goldfedern und ähnliche werden zuvor noch galvanisch überzogen.

Ehe eine Stahlfeder fertig ist, geht sie durch sehr viele Hände. Aber durch eine sinnreiche Arbeitsteilung sind die Herstellungskosten einer einfachen Feder doch so gering, daß es wie bei vielen anderen Gegenständen des täglichen Gebrauchs unser Staunen erregen muß. Unermüdlich ist der rastlose Menschengeist bestrebt, das Herstellungsverfahren solcher kleinen Gegenstände wie der Stahlfedern noch stets zu vervollkommnen und zu verbilligen. „Vieles Gewaltiges gibt es; und doch ist nichts gewaltiger als der Mensch,“ sagt schon altgriechische Weisheit. Gewaltig ist die Natur, aber der Mensch hat sie sich untertan gemacht. Kleiner, großer Mensch! Ein Wunder ist Gottes Welt; das größere bist du, der du, ein Zwerg, das Unendliche durchforschest und ihm dienstbar machst. Sei glücklich, sei stolz.

„Mit Würd' und Hohe' angetan, mit Schönheit, Stärk' und Ruhm begabt,
erhebt sein strahlend Haupt der Mensch, ein
Mann und König der Natur.“

Der Bauer als Wetterprophet

Wenn es jetzt auch die moderne Wetterkunde gibt, so hält der Bauer doch noch immer an seinen alten Regeln fest, die schon der Großvater kannte und die so festwurzeln, daß sie keine modernen Wetterberichte verdrängen können. Es gibt bestimmte Regeln, die über Deutschlands Grenzen hinaus, überall wo Deutsche wohnen, beachtet werden. Wir versagen uns die bekannteren davon hier anzuführen, sondern wenden uns dafür unbekannteren zu. So heißt es:

Aprilwetter und Frauensinn
Ist veränderlich von Anbeginn — —

Den Wechsel der Jahreszeiten kleidet der Bauer in folgenden Spruch:

Wenn die Tage beginnen zu langen,
Kommt der Sommer gegangen,
Wenn die Nächte beginnen zu langen,
Kommt der Winter gegangen.

Am meisten bekannt ist wohl die eifrige Beobachtung der drei Eisheiligen durch die Volksregeln. Und hat man noch soviel versucht, die drei: Pankratius, Bonifatius und Servatius als harmlose Gesellen hinzustellen, der Bauer traut ihnen nicht. Eigentlich gibt es vier Eisheilige, denn auch der 11. Mai, der dem Mamertus gehört, soll einer sein, sodaß die Tage vom 11. Mai bis zum 14 Mai den Bauern viel Kopfzerbrechen machen. Und sie sagen:

Mamertus, Pankratius, Servatius
Bringen oft Kälte und Verdruß,

oder in einigen Teilen Deutschlands:

Pankratius, Bonifatius, Servatius
Der Gärtner sie beachten muß. —

Und er beachtet sie, denn man wird keinen Gärtner dazu bewegen, vor den Eisheiligen empfindliche Blumen oder Pflanzen zu enthüllen. Aber auch der Johannistag hat mit dem Wetter zu tun denn

Johannistag (24. Juni) selten ohne Regen bleiben mag.
Regnet's St. Johann ins Laub,
So wird die Buche taub. —
Tritt auf Johanni Regen ein,
Dann werden Nüsse nicht gedeihn. —

Hier wird also der Rückfall im Juni angedeutet, der oft eintritt und den ganzen Sommer verschandelt. Man beobachtet die Sonne:

Wenn die Sonne sehr bleich,
Ist die Luft an Regen reich —

und sagt weiter:

Die Sonne, die sehr früh schon brennt,
Nimmt kein gutes End'. —

Bekannter ist die Redensart:

Die Sonne sticht nach Regen.

Auch der Mond wird vom Bauern sorgsam unter[illegible]. Man hat folgende Regeln über ihn aufg[illegible]

Hof um den Mond bedeutet Regen —
Bleicher Mond regnet gern. —
Rötlicher Mond windet. —
Weißer Mond bringt schönes Wetter. —

Etwas, was auch jeder in der Stadt weiß:

Morgenrot bringt Kot —
Abendrot backt Brot. —

Tatsächlich kann man einem Morgenrot wenig trauen, während das Abendrot selten getrogen hat.

Schließlich aber schaut der Bauer auch nach dem Nebel:

Fällt der Nebel zur Erden,
Wird gut' Wetter werden,
Steigt er nach dem Erdendach,
Folgt ein großer Regen nach.

Wenn man ehrlich sein will und einmal versucht hat, diesen Regeln nachzukommen, wird man finden, daß sie nicht selten auch zutreffen.

Hirtenleben

Von W. Berger.

Felder und Wiesen bedecken sich wieder mit frischem Grün, und da ist denn auch die Zeit gekommen, daß der Hirte mit seinen Herden hinauszieht, soweit heute noch die Weidewirtschaft getrieben wird. Schon früh tritt bei uns die Weidewirtschaft in den Hintergrund, sodaß wir keinen eigentlichen Hirtenstand haben, wie das bei anderen Völkern der Fall ist. Aber die Viehzucht ist in allen Ländern deutscher Zunge ein wesentlicher Bestandteil der Landwirtschaft ja, sie überwiegt in einigen Gebieten, wie in den Alpen, den rauheren Gegenden des Mittelgebirges, den norddeutschen Marschen, den Ackerbau, und man kann sogar sagen, sie steht dort im Mittelpunkt des wirtschaftlichen Lebens. Dabei tritt, je nach der Beschaffenheit des Bodens, die Pflege dieser oder jener Tierart in den Vordergrund. Nach dem Kriege hat auch die Schafhaltung, die sich wegen der billigen Wollpreise kaum noch lohnte, wieder viel an Bedeutung gewonnen, und man sieht wieder den Schäfer mit seiner Herde, die der Schäferhund umkreist.

Diese Vorliebe für die Viehzucht ist unzweifelhaft ein Ueberbleibsel der alten Weidewirtschaft und wie sich somit diese selbst, wenn auch in etwas anderer Form, erhalten hat, so finden wir auch viele Sitten und Gebräuche, die in uralter Zeit schon bestanden haben, bei denjenigen denen die Pflege des Viehes vor allem zukommt bei den Hirten. Zu diesen nahm man in früherer Zeit allgemein, heute nur noch hauptsächlich in den Alpen, jüngere Leute, denen die Obhut über das im Freien weidende Vieh die erste Stufe ihres bäuerlichen Berufes war. Aber nicht nur die Hirten, sondern auch der Besitzer des Viehes selbst und alle seine anderen Leute nehmen regen Anteil an dem Gedeihen der Haustiere und suchen es durch alle möglichen sinnbildlichen Handlungen zu fördern und Krankheiten von ihnen fernzuhalten. Im Mittelalter besuchte jeder Landmann allabendlich sein Vieh, beobachtete es scharf und genau, um zu sehen, ob nicht aus der Gebärde des einen oder anderen auf eine Krankheit zu schließen sei. Auf der Schwelle, oder an dem Pfosten der Stalltür wurden und werden noch heute in kindlich einfältigem Aberglauben heilige Zeichen angebracht: ein Hufeisen oder der Drudenfuß oder drei Kreuze mit den Buchstaben C. M. B. (Caspar Melchior, Balthasar) oder die Maigerte, mit der das ausziehende Vieh geschlagen worden ist, und andere geweihte Zweige. Durch alle diese Mittel sollen die bösen Geister und somit Krankheiten ferngehalten werden. Jede Tierart hat ihren Schutzheiligen, an dessen Namenstage man um Gesundheit für das Vieh zu bitten und Spenden zu bringen pflegt. Auch das Vieh zu schlagen oder zu quälen ist streng verboten. So schreiben die Tiroler Weistümer vor: „Der schweiner (Schweinehirt) soll mit den schweinen nit grob sein, auch nit mit großen pengl (Prügel) oder stecken und geißlen umgehen und nit mit stein werfen.“

Auch das Leben der Hirten auf der Weide ist ein gut Stück Poesie. Die wichtigsten und zugleich ältesten Sitten und Gebräuche im Hirtenleben und bei der Viehzucht finden wir beim Austrieb und Eintrieb des Viehes. Fast überall, wo Viehzucht zuhause ist, müssen die Tiere die grasweiche Zeit im Freien verbringen. In vielen Gegenden Deutschlands werden heute die Tiere allabendlich in die Ställe getrieben und nur in einzelnen, vor allem in den Alpen, läßt man sie auch während der Nacht im Freien. Aber in dem einen wie in dem anderen Falle hält man an den alten Sitten, die sich an das Aus- und Eintreiben knüpfen, noch heute vielfach fest. In erster Linie ist die Zeit des Austriebes reich an solchen alten Sitten und frommen Bräuchen. Wie im Lenz allgemein die Frühjahrsfeuer lohen, so zündet auch der Hirt ein Feuer an, wenn er seine Tiere zum ersten Male auf die Weide treibt. Wie die alten Notfeuer haben diese Feuer für sein Vieh reinigende Kraft. Ein eigentümlicher alter Brauch hat sich in Westfalen erhalten. Hier schlägt vor dem Austrieb der Hirt die junge Kuh, die noch nicht gekalbt hat, die „Stärke“, mit der Fruchtrute oder Maigerte in Gegenwart der Hausgenossen dreimal auf das Kreuz, in die Hüften und das Futer und spricht dabei altüberkommene Verse. Dieses Lebensreis, das die Fruchtbarkeit des jungen Tieres erwecken soll, wird dann an der Stalltür befestigt. Aehnliche Bräuche kennt man auch in anderen Gegenden altsächsischen Gebietes. Unter Sang und Klang treibt der Hirte noch in vielen Gegenden sein Vieh aus, das hier und da mit Blumen geschmückt ist; auf den Bergen, besonders in Tirol ist das Lied oder das Alphorn der stete Begleiter des Sennen. Ueberhaupt hat der Kuhhirte Oberdeutschlands eine fröhliche, heitere Natur. Er steht in dieser Beziehung fast im Gegensatze zu dem mehr ernsten Schäfer Mittel- und Norddeutschlands, der auf etwas öderer Trift seine Herde in Gemeinschaft mit seinem treuen Hunde weidet. Aber doch berühren sich beide in ihrem religiösen Sinne; denn wenn aus dem Tale herauf nach dem Berge die Abendglocke ertönt, dann fällt der Senne auf seine Knie, um sein Abendgebet zu sprechen und ebenso zieht der Schäfer seinen Hut vom Kopfe und faltet die Hände zum Gebet, wenn die ersten Klänge der Kirchenglocke hörbar werden, wie dies der Dichter so innig in dem zur Volksweise gewordenen „Schäfers Sonntagslied“ zum Ausdruck bringt:

„Das ist der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur,
Dann Stille nah und fern.
Anbetend knie' ich hier . . .“

Unsere Schäfer zeigen ferner bis in die Neuzeit hinein Züge, die tief in unserem Volkscharakter wurzeln. Die Untätigkeit des Körpers bei ihrer leichten Arbeit läßt ihren Geist sich üben, läßt sie die Natur, den Zug der Wolken und das Wetter, das Gebaren der Tiere genau beobachten, läßt sie auf die Kräuter achtgeben, die das Wohlbefinden der Herde fördern. So sind unsere Schäfer Wunderdoktoren und Wetterpropheten geworden, zu denen noch heute der Mann aus dem Volke oft seine Zuflucht nimmt, wenn er von Krankheiten befallen ist oder die Witterung vorauswissen möchte.

In ähnlich feierlicher Weise wie im Frühling der Hirt seine Herde ausgetrieben hat, treibt er sie, wenn das Gras zu Ende gegangen ist, wieder heim. Auch beim Heimtrieb wird kein Unterschied gemacht, ob das Vieh während des Tages nur draußen geblieben ist, oder ob es den ganzen Sommer über in der freien Natur weidete. Wenn in den Alpen die Herde heimwärtskommt, da hört man in den Tälern nichts als Glockenklang und Peitschenknall, Singen und Jauchzen. Geschmückt und unter dem harmonischen Klange der Kuhglocken ziehen die Herden zu Tal. Nur wenn sich Tiere „verfallen“ haben, das heißt umgekommen sind, verläßt die Herde ungeschmückt und klanglos die Berge. Auch der Hirte in Mittel- und Norddeutschland schmückt am letzten Weidetage das Vieh und kehrt unter Gesang und Peitschenknall fröhlich heim; denn wie den Sennen der Alm erwarten auch ihn Geschenke und frohe Stunden, die ihm der Bauer bereitet.

Zu solchen meist aus heidnischer Vorzeit stammenden Bräuchen haben sich frühzeitig auch christliche Sitten gesellt. In verschiedenen Gebieten Oberdeutschlands geht der Hirte allein oder mit seinem Bauer vor dem Austrieb und nach dem Heimtrieb des Viehes ins Gotteshaus und betet hier zum Schutzheiligen des Viehes für dessen Gedeihen. Dann besprengt er die Tiere mit geweihtem Wasser, und was dergleichen Sitten mehr sind.

Fröhliche Inschriften

Von E. Fründt.

Wie lange dauerts noch und der Deutsche greift wieder wohlgemut zum Wanderstabe, durchpilgert die deutschen Gaue die Kreuz und die Quelle und freut sich ob des Herz und Augen darbietenden Gartens Gottes auf heimatlicher Erde. Voll Inbrunst nimmt er alle die Schönheiten in sich auf, erhebt den Geist und vergißt des Alltags Mühe und Not. Und doch geht er so oft an manchen Dingen achtlos vorüber, die ihm am Wege grüßen, an Inschriften oft uralter Herkunft, aber fröhlichen Sinnes.

Gerade die deutschsprechenden Lande sind überreich an diesen Weggedanken, die meist in